

▲▲▲ Mechthild Gläser ▲▲▲

# Bernsteinstaub



 Loewe

als ich mich schließlich wieder etwas gefangen hatte. Ich war stolz darauf, dass meine Stimme nur noch ganz leicht zitterte.

»Natascha kennt natürlich die Wahrheit.« Ein Schatten huschte über Tante Blanchés Vogelgesicht. »Euer Vater hat ihr erzählt, was für einer Familie er entstammte, dass er selbst zwar nicht über die Gabe verfügte, doch seine Kinder möglicherweise eines Tages beginnen würden, Staub zu sehen. Eure Mutter wusste, was zu tun war. Wann es, nun ja, notwendig sein würde, uns anzurufen.«

»Verstehe.« Ich strich mir die Fransen meines Ponys aus der Stirn. »Und wie lange werde ich hierbleiben müssen?« Grete war immerhin schon seit über einem Jahr fort ...

»Wir bringen dir bei, mit deiner Gabe zu leben, das kann schon ein paar Wochen oder Monate dauern«, sagte Onkel Jacques.

Pippa ergänzte mit rauchiger Stimme: »Die Baroness glaubt allerdings, dass es nur ein paar Tage sein werden. Ja, ja, überhaupt nicht lange und du wirst dieses Haus wieder verlassen. Die Klauen kratzen bereits –«

Ich stieß einen kleinen Schrei aus, weil mich in diesem Augenblick tatsächlich etwas am Fuß kratzte. Etwas Kleines mit nadelspitzen Zähnen hatte mich in den Knöchel gezwickt und kletterte nun eilig an meinem Hosenbein herauf. Ein weißer Körper, winzige rote Augen, ein haarloser Schwanz.

Mein Stuhl stürzte polternd zu Boden, als ich aufsprang.

Doch die Albino-Ratte ließ sich nicht beirren. Sie krallte sich in meinen Pullover, huschte weiter nach oben bis auf meine Schulter. Ihre Schnurrhaare kitzelten an meinem Hals.

Ich erstarrte. Wagte es nicht einmal mehr zu atmen.

»Nicht schon wieder!«, seufzte Tante Blanche, die als Erste die Worte wiederfand. »Kusch!« Sie fuchtelte in der Luft herum. »Leander muss dieses Tier wirklich dringend in den Griff bekommen.«

»Oder es endlich ertränken«, schlug meine Ururgroßmutter vor. Sie streckte die Hand nach der Ratte aus, doch diese spürte wohl, dass Pippa ihr nicht unbedingt wohlgesonnen war, und hieb ihr herzhaft die Zähne in den Handrücken. »Aua!«

Schon strichen die Schnurrbarthaare wieder über meine Haut, die Nase schnüffelte an der Stelle, wo mein Puls hämmerte, als würde er sich jeden Augenblick selbst überholen.

Ich atmete noch immer nicht.

»Tu doch etwas!«, wandte sich Tante Blanche an Onkel Jacques. »Du hast immerhin schon Raubkatzen durch Reifen springen lassen.«

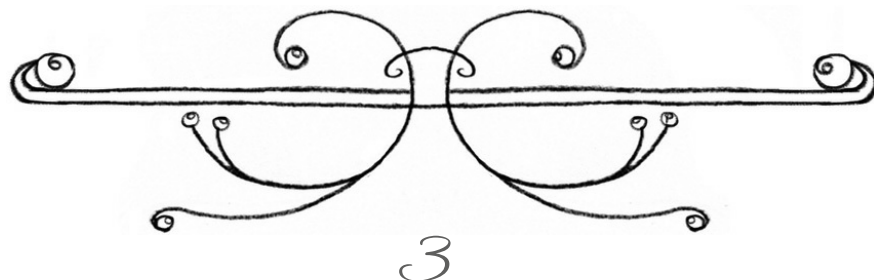
»Mein letztes Engagement beim Zirkus ist über neunzig Jahre her«, entgegnete Onkel Jacques.

»Na und?«, rief Tante Blanche und in Gedanken pflichtete ich ihr bei. Heute war echt nicht mein Tag, und dass er womöglich damit endete, dass ein wild gewordenes Nagetier sich in meiner Kehle verbiss, war so ziemlich das Letzte, was ich noch gebrauchen konnte. Es würde dem Wahnsinn schlicht die Krone aufsetzen.

Das schien allerdings auch das Schicksal einzusehen, denn plötzlich machte die Ratte auf

meiner Schulter keinerlei Anstalten mehr, mir die Halsschlagader zu zerfetzen. Stattdessen roch sie noch einmal an meinem Ohrläppchen, ihre winzigen Krallen brachten meine Ohrringe zum Klimpern. Dann rollte das Vieh sich in meiner Halsbeuge zusammen und schmiegte sich an mich. Eine Minute später war es eingeschlafen.

»Okay«, sagte ich schließlich und tastete erschöpft nach meinem Stuhl. »Gibt es eigentlich noch Nachtsch?«



In dieser Nacht träumte ich von Papas Beerdigung. Was ungewöhnlich war, denn normalerweise führte mich mein Unterbewusstsein stets an den Abend des Unfalls zurück, nicht zu dem, was danach geschehen war.

Doch heute stand ich plötzlich wieder auf dem Friedhof am Stadtrand. Genau wie damals trug ich mein Hexenkostüm aus buntem Tüll, genau wie damals war es mir viel zu klein und kniff unter den Armen. Aber ich konnte mich noch immer gut an den Urlaub erinnern, in dem Papa uns die Kleider gekauft hatte: eine Prinzessinnenrobe mit Krönchen für Grete und ein Flickengewand mit Hut und Besen für mich.

Mama und Grete waren natürlich auch da. Mamas langes dunkles Haar fiel ihr wie ein Vorhang vor das Gesicht, so dicht, dass ich mir nicht sicher war, ob sie überhaupt noch dahinter zu finden war. Sie hatte keinen Ton hervorgebracht, seit es passiert war. Nicht vor Grete oder mir und auch nicht vor den Nachbarn, Freunden oder den Arbeitskollegen von Papa, die sich nun ebenfalls um das offene Grab scharten. Eine schwarze, traurige Masse, aus der mein Hexenkleid viel zu laut hervorleuchtete.

Grete weinte stumme Tränen, während der Pfarrer irgendetwas sagte, das ich nicht verstand und auch gar nicht verstehen wollte. Tante Blanche (die ihren schillernden Turban tatsächlich gegen einen in schlichtem Anthrazit eingetauscht hatte) reichte meiner Schwester ein Taschentuch und wollte auch mir eines in die Hand drücken, doch ich nahm es nicht.

Stattdessen taumelte ich ein paar Schritte nach vorn, ganz nah an die Kante des Erdlochs heran, in das sie Papas Sarg versenkt hatten. Das Loch, in dem sie ihn einfach so verbuddeln wollten ...

Ich stolperte so sehr über meine eigenen Füße, dass ich beinahe selbst in die Erde

gefallen wäre. Jede Bewegung jagte einen scharfen Schmerz meinen Arm hinauf bis zu der Stelle zwischen meinen Schulterblättern. Die Wunde war noch frisch, die Fäden noch nicht gezogen. Und der Schmerz erinnerte mich daran, dass ich noch immer lebendig war, auch wenn sich alles andere in mir taub und tot anfühlte.

Ich beugte mich vor, betrachtete das glänzende Holz des Sarges, auf dem sich bereits ein paar schmutzige Krumen breitgemacht hatten.

Ein Geräusch entrang sich meiner Kehle. Im ersten Moment glaubte ich, es sei ein Schluchzen. Doch dann begriff ich, dass ich geschrien hatte. Dass ich noch immer schrie. Ich wollte Papa zurück! Plötzlich legte sich eine große Hand auf meinen Rücken. Es war Onkel Jacques, der mit einem Mal neben mir stand, um meinem Vater etwas auf seine letzte Reise mitzugeben.

Damals, vor acht Jahren, hatte ich das nicht begriffen, weil ich es nicht gesehen hatte, nicht hatte sehen können. Doch nun, im Traum, erkannte ich, was da aus der Hand meines Großonkels rieselte und sich wie ein Nieselregen auf den Sargdeckel ergoss: Es war fein und grau und unheimlich.

Es war Staub. Zeit, die sogleich ein winziges Rinnsal bildete, sich schlängelte und wand und eine glitzernde Spur über das Holz zog.

Mein Schrei erstarb.

Gemeinsam betrachteten wir den silbrigen Strom und ich begann mich zu fragen, aus welchem Grund Onkel Jacques ausgerechnet diesen Abschiedsgruß gewählt hatte.

Als ich aufwachte, lag ich verknotet in den Laken in meinem Bett in Zimmer Nummer 32. Die Sonne fiel durch das ungeputzte Fenster herein und tauchte mein Kopfkissen in ein warmes Leuchten. Auch das Fell der Ratte, die sich neben meinem Gesicht zusammengerollt hatte, wirkte heute Morgen seidig, beinahe hübsch. Die Ohren des Kleinen zuckten, als ich mich aufsetzte, doch er behielt die Augen geschlossen, schlummerte noch ein wenig, während ich im Bad verschwand und die Erinnerung an meinen unheimlichen Traum unter der Dusche fortspülte.

Etwas später angelte ich im Kleiderschrank nach einer Jeans und dem karierten Flanellhemd, von dem Anna fand, dass es mich wie einen Jungen aussehen ließ. Ich allerdings liebte den weichen Stoff und den weiten Schnitt und fühlte mich darin absolut cool. Außerdem erschien mir die große Brusttasche wie geschaffen für meinen neuen Freund.

Ich hatte beschlossen, die Ratte Jack zu nennen, weil mich ihre Mundpartie an Johnny Depps Piratenlächeln in den *Fluch der Karibik*-Filmen erinnerte. Mit einem bröseligen Müsliriegel, den ich in einem der Seitenfächer meines Rucksacks gefunden hatte, weckte ich Jack schließlich und lockte ihn in meine Hemdtasche. Dann machte ich mich auf die Suche nach einem Frühstück für Menschen.

Es stellte sich jedoch bald heraus, dass das Gewächshaus auf dem Dach wohl nur zu besonderen Anlässen als Esszimmer diente. Denn als ich die unzähligen Treppen dorthin erklommen hatte und hungrig durch die Palmbblätter linste, war da von einem Tisch und

Stühlen, geschweige denn von meinen Verwandten oder ein paar Croissants, leider nicht die geringste Spur.

Weiter unten im Haus herrschte ebenfalls Stille. Nicht einmal aus Zimmer 7 war heute das Wummern der Bässe zu hören. Trotzdem blieb ich einen Moment vor der Tür stehen und betrachtete die angelaufene Messingklinke. Grete war nicht beim Abendessen gewesen, weil sie irgendetwas für die Zeitlosen hatte erledigen müssen. Und vielleicht stimmte das.

Aber vielleicht war Grete auch einfach immer noch sauer wegen dem, was an Mamas Geburtstag vor drei Wochen passiert war, und würdigte mich daher nicht einmal eines kurzen Hallos? Obwohl ich mich natürlich längst entschuldigt hatte. Außerdem hatte ich den Ton des Laptops ja auch nicht absichtlich auf stumm geschaltet, sodass niemand Gretes kompliziertes Geigenständchen hätte hören können, das sie als Überraschung via Videostream vorgespielt hatte. Ich war bloß aus Versehen an das Touchpad gestoßen, als ich den Computer beiseitegeschoben hatte, um besser an die Torte zu kommen.

Doch für Grete war ihre Kunst nun einmal heilig. Sie war zehn gewesen, als Papa starb, und hatte damals angefangen, Nachmittage lang zu musizieren, und mich einfach nicht mehr beachtet. Ob sich etwas zwischen uns ändern würde, nun, da wir beide Teil desselben Geheimnisses waren?

In jedem Fall würde es noch ein wenig länger dauern, das herauszufinden, denn Nummer 7 war schon einmal nicht Gretes Zimmer, wie ich nun endgültig feststellte, als die Klinke sich plötzlich bewegte und ein hochgewachsener Junge auf den Flur hinaustrat. (Hatte Jack ein Geräusch gemacht? Hatte ich zu laut geatmet?)

Der Typ musste etwa in meinem Alter sein, vielleicht aber auch schon siebzehn oder achtzehn, hatte schmale, elegante Hände und einen dunkelblonden Maschinenschnitt, so kurz, dass er seine grauen Augen betonte. Und zwar auf zugegebenermaßen ganz und gar nicht unvorteilhafte Weise. Außerdem trug er ein ausgeleiertes T-Shirt in der gleichen Farbe und schien darüber hinaus nicht gerade erfreut, mich beim Herumlungern vor seiner Tür zu ertappen.

Einen Moment lang stand er einfach nur da. Schweigend und auch ein bisschen ... *vorwurfsvoll?*

»Äh, hey«, sagte ich und räusperte mich. »Ich bin Ophelia. Ich bin gestern angekommen.«

»Ich weiß.« Er sah mich nicht an, betrachtete stattdessen die Wand neben meinem Gesicht.

»Und du? Lass mich raten ... Du musst ein weiterer meiner Urahnen sein?«

»Also das wäre mir, ehrlich gesagt, neu«, meinte der Junge. »Alle meine Verwandten sind nämlich längst tot.«

»Oh.«

»Schon okay. Ich habe nie einen von ihnen persönlich getroffen oder so.«

»Aber ... du bist auch ein, ähm, *Zeitloser*, oder?«

Er nickte und wollte sich an mir vorbeischieben.